

Sprache ist mächtig

Ein Interview mit Kübra Gümüşay zur Bedeutung von Sprache und freiem Denken für eine vitale demokratische Öffentlichkeit.

TUP: Frau Gümüşay, nach dem Terroranschlag in Hanau und den folgenden öffentlichen Diskussionen konnte man fast den Eindruck gewinnen, dass das Thema Rassismus in der breiten Öffentlichkeit ernster genommen wird. Täuscht der Eindruck?

Kübra Gümüşay: Es ist noch zu früh, um ein abschließendes Urteil zu fällen. Vielleicht gibt es aktuell mehr Raum für Selbstkritik. Ich würde nicht sagen, dass das Thema innerhalb der Medienlandschaft oder unter Politikerinnen und Politikern nun absolut priorisiert und alles getan wird, damit sich so etwas nie mehr wiederholt. Der Grad des „Ernsternehmens“ ist noch viel zu gering. Da genügt nur ein Blick in andere Länder, in denen ähnliche Attentate verübt wurden. Nehmen Sie etwa die Reaktionen der neuseeländischen Ministerpräsidentin nach dem Terroranschlag in Christchurch. Das war schon ganz anders.

Bis zu dem Terroranschlag von Hanau haben weite Teile der Politik bei ähnlichen Vergehen nicht von Rechtsterrorismus gesprochen. Obwohl in den letzten 40 Jahren an die 200 Menschen Opfer rassistischer und menschenfeindlicher Gewaltverbrechen wurden. Was glauben Sie, warum es so sehr vermieden wurde, die Dinge beim Namen zu nennen und von Rassismus und Rechtsterrorismus zu sprechen?

Wenn über Rassismus gesprochen wurde, dachten die meisten Menschen reflexartig an glatzköpfige Neonazis mit Bomberjacken und Springerstiefeln. Man hat sich schwergetan, strukturellen Rassismus anzuerkennen. Einen Rassismus, der sich durch die Arbeitswelt, durch die Politik, durch staatliche Institutionen, Organisationen, Sicherheitsorgane, Medien, die Kulturszene oder auch die Musikszene zieht. Diese Thematik funktioniert nicht mit einem ausgestreckten Zeigefinger auf andere, sondern jeder müsste auch auf sich selbst zeigen und sich selbst hinterfragen. Das fällt vielen Menschen offenbar schwer. In diesem Zusammenhang sehe ich aber noch einen anderen wichtigen Aspekt: Für Menschen, die nicht von Rassismus betroffen sind, ist es natürlich sehr einfach, das Thema auszublenden und nur als ein Problem jener zu sehen, die davon betroffen sind, und womöglich diese Menschen immer wieder auch aufzufordern, uns zu erklären, was denn Rassismus ist und ob es ihn wirklich gibt. Das ist natürlich leichter, als einfach einmal die Tatsache zu akzeptieren, dass es strukturellen Rassismus leider tatsächlich gibt, und zu fragen, wie man damit umgehen sollte.

Warum fehlt diese Akzeptanz von Tatsachen?

Natürlich gibt es unterschiedliche Beweggründe, und es fällt mir schwer, das alles zu psychologisieren. Wir leben in einem gesellschaftlichen Kontext, wo Menschengruppen, aus deren Mitte es Opfer von rassistischen Anschlägen gab, über lange Zeit zu Menschen degradiert wur-

den, die medial, politisch, kulturell, in Institutionen, in unserem Sicherheitsapparat, im Verfassungsschutz primär als Gefahr angesehen wurden. In diesen mehrheitlich jungen Männern sah man Gefahren und Bedrohungen und nicht Mitmenschen und Mitbürger; nicht mögliche Opfer rechter Gewalt, sondern primär potenzielle Täter. Sie wurden als eine Bedrohung für unsere Demokratie, für unsere Kultur oder für Frauen angesehen und beschrieben.

Wir leben in einer Gesellschaft, wo die entmenschlichende Darstellung von Menschen weit fortgeschritten ist. Andererseits tun wir uns schwer, öffentlich diesen Schmerz zu teilen, weil unsere Herzen – um das pathetisch zu formulieren – so abgehärtet sind. Euer Schmerz ist unser Schmerz, ließe es sich auf den Punkt bringen. Diese Form von Solidarität wurde in den letzten Jahrzehnten nach rassistischen Anschlägen nicht ausreichend geübt. Sie ist aber für eine Gesellschaft, die an Heilung interessiert ist, unabdingbar.

Durch bestimmte Veröffentlichungen vor gut zehn Jahren ist in öffentlichen Debatten und rasch auch im Alltag vieler Menschen der Satz „Das wird man ja wohl noch sagen dürfen“ salonfähig geworden, wenn es sich um Tabu brechende Formulierungen und Aussagen handelte. Plötzlich haben Mitmenschen auf entmenschlichende Art und Weise über andere, die nicht mit am Tisch saßen, gesprochen. So wurde etwa öffentlich mit biologistischen Argumenten über religiöse Minderheiten gesprochen. Dies auch noch weitestgehend unwidersprochen ...

Richtig. Rassistische Vorurteile wurden als vorgebliche Religionskritik über Menschen verbreitet – unabhängig von ihrer tatsächlichen religiösen Zugehörigkeit; unabhängig davon, ob sie tatsächlich muslimisch sind; oder womöglich nicht stattdessen christlich, jüdisch, hinduistisch, ezidisch oder atheistisch sind. Wir haben uns nicht ausreichend mit den Konsequenzen dieser Art des Redens über diese Menschen befasst. Denn es hieß ja: Das wird man ja wohl noch sagen dürfen.

Das Sagen von etwas hat alles überwogen, was es an Konsequenzen gab. Ich habe nicht zuletzt in dieser Zeit eine Krise der Medienethik wahrgenommen.

Inwiefern?

Viele Redaktionen sind ihrem journalistischen Auftrag nicht ausreichend nachgekommen, indem sie biologistischen und rassistischen Thesen eine Plattform boten, statt diese zugleich ausreichend kritisch zu hinterfragen und damit Verantwortung zu übernehmen für gesellschaftliche Stimmungen, die solche Debatten mit sich bringen. Viele Journalistinnen und Journalisten haben sich mit dem Hinweis „Wir bilden ja nur ab und müssen darüber sprechen, weil viele Menschen darüber sprechen“ herausgeredet. Das ist aber kein ausreichendes journalistisches Argument, sondern zu kurz gedacht und unkritisch. Das war insofern einschneidend, als da eine medienethische Krise offensichtlich geworden ist, von der sich die Zunft in meinen Augen immer noch nicht erholt hat.

Was fehlte vor allem in den Debatten?

Beispielsweise ein selbstkritisches Hinterfragen der Perspektive, die man offenbar einnimmt, wenn man bestimmte Debatten führt. Denn: Wer sagt denn den Satz: „Das wird man ja wohl noch sagen dürfen“? Aus wessen Perspektive fangen wir vor diesem Hintergrund an, eine

Debatte zu betrachten, wenn solche Sätze quasi zur vermeintlich verbindlichen Richtschnur erklärt werden? Ich denke, eine der Folgen ist bis heute, dass diese Thematiken Schritt für Schritt aus rechter Perspektive betrachtet werden. Nehmen Sie das Wort „Gutmenschen“. Wer sagt das Wort „Gutmenschen“? Aus welchem Mund kommt das? Welche Brille setzen wir in dem Moment auf, wenn wir dieses Wort benutzen? Was macht es mit den Menschen, die aus allen möglichen gesellschaftlichen Gruppierungen kommen und nun mit einem Wort zu einer homogenen Masse erklärt worden sind und man ihnen pauschal Naivität, Realitätsferne, „Links-grün-versifft-Sein“ und andere Dinge unterstellt hat?

Hat da Sprache versagt, und wenn ja wo?

Ich würde nicht sagen, dass die Sprache versagt hat. Es fehlte ein verantwortungsbewusster Umgang mit der Macht der Sprache; es fehlte ein Bewusstsein dafür, dass bestimmten Worten eine sehr enge Perspektive innewohnt. Wenn wir „Gutmenschen“ sagen, wenn wir „Flüchtlingswelle“ sagen, passiert nicht nur etwas mit den Menschen, die wir so bezeichnen, sondern wir lassen zugleich eine bestimmte Perspektive auf die Welt erkennen und wie wir den politischen Diskurs führen.

In den Debatten fehlte zudem das Bewusstsein dafür, dass entmenschlichende Diskurse über Menschen nicht einfach nur ein Spiel sind. Es geht um etwas. Am Ende steht kein Award für eloquentes, scharfsinniges Debattieren, sondern am Ende steht die Existenzberechtigung von Menschen auf dem Spiel. Dieses mangelnde Bewusstsein für die Diskursfolgen ist ein großes Problem. Ich glaube, wenn wir uns dieser Macht der Sprache nicht bewusst werden, wenn wir kein Perspektivbewusstsein entwickeln für unsere eigene Begrenztheit und wenn wir uns nicht mit den Folgen unserer Diskurse auseinandersetzen und begreifen, dass es um etwas geht, dann werden sich entmenschlichende Äußerungen, Gewalt, Verrohung im Miteinander, Morde oder Attentate wiederholen.

Wenn wir das Glück hätten, eine „Reset-Taste“ drücken zu können, was wäre dann jetzt zu tun, um einen menschlicheren Diskurs, um eine menschlichere Sprache, um ein menschliches Miteinander zu fördern?

Es gibt natürlich kein Allheilmittel, aber die in Artikel 3¹ des Grundgesetzes formulierte Vision Wirklichkeit werden zu lassen, wäre ein riesiger Schritt. Damit wir so weit gehen können, brauchen wir aber eine noch tiefer gehende Problemanalyse.

Was meinen Sie genau?

Unsere politischen Auseinandersetzungen verlaufen zumeist sehr personalisiert. Probleme werden direkt mit Personen verknüpft. Im Umkehrschluss bedeutet dies dann: Wenn die

1 Artikel 3 GG lautet:

(1) Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich.

(2) Männer und Frauen sind gleichberechtigt. Der Staat fördert die tatsächliche Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern und wirkt auf die Beseitigung bestehender Nachteile hin.

(3) Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden. Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden.

Person X weg ist, ist auch das Problem weg. Wenn Harvey Weinstein inhaftiert wird, ist der Sexismus in der Filmbranche vorbei. Wenn die AfD nicht mehr im Parlament sitzt, ist Rassismus vorbei. Ein Irrglaube. Eine solche Annahme behindert den Blick auf strukturelle Probleme. Nur wenn diese jedoch gelöst werden, können wir überhaupt nachhaltige Lösungen entwickeln für die Herausforderungen, vor der unsere Gesellschaft steht.

Wir werden nur dann die gesellschaftlichen Missstände, die Gewalt, die Verrohung, die strukturelle Unterdrückung oder die Klimakrise überwinden können, wenn wir sie als gesamtgesellschaftliche Verantwortung betrachten und wir Schulter an Schulter in die Zukunft blicken und diese Aufgaben als gemeinsame Herausforderungen annehmen. Rassismus wird erst dann nicht mehr in unserer Gesellschaft Bestand haben, wenn wir an den Strukturen arbeiten; wenn wir uns damit beschäftigen, aus welcher Perspektive heraus wir in unserer Gesellschaft Geschichten erzählen; wenn Menschen Komplexität und Individualität zugestanden wird. Dies erfordert ein Zusammenspiel von Medien, von Kunst, Kultur und Musik, von Politik und Institutionen. Gegenwärtig fehlt ein öffentliches Korrektiv, ein Ort, an dem öffentlich miteinander gedacht werden kann, wo alle Parteien – nicht nur politische Parteien, sondern diejenigen Menschen, die an einem solchen Diskurs beteiligt sind – selbstkritisch sein dürfen, sich selbst hinterfragen dürfen, zögern dürfen, mal dem anderen recht geben dürfen. Einen Fehler eingestehen dürfen. Menschliche Fehler nicht als Ausschlussgrund, sondern als Gewinn für alle Diskursbeteiligten gelten.

Sie verwenden in Ihrem Buch das Bild von einem Sprachmuseum, in dem es Unbenannte und Benannte gibt. Unbenannt ist – verkürzt gesagt – der weiße, heterosexuelle Mann, der immer noch in vielen Dingen die Diskurshoheit hat. Die Benannten sind dann andere, die nach den Vorgaben der Unbenannten zugeordnet werden. Wie sehr steht diese Realität den beschriebenen Anforderungen für einen strukturellen Wandel im Weg?

Sie steht auf alle Fälle einem anderen Perspektivbewusstsein im Weg. Perspektivbewusstsein bedeutet, sich der Tatsache bewusst zu sein, dass die eigene Perspektive keine universale Perspektive ist; dass man kein abschließendes Wissen von der Welt und über Menschen oder gar über Menschengruppen besitzen kann. Der eigene Horizont markiert nicht das Ende der Welt, sondern nur das Ende des eigenen Horizonts.

Es geht dabei keineswegs darum, Kategorien nicht mehr zu verwenden und sie über Bord zu werfen. Es geht darum, den Absolutheitsglauben, der an diese Zuschreibung gekoppelt ist, zu beseitigen. Dieser Absolutheitsglaube rührt von einem Mangel an Perspektivbewusstsein her. Eine vermessene Haltung führt dazu, dass eine Perspektive verabsolutiert wird. Beispielsweise wenn eine männliche Perspektive zur absoluten erklärt wird, worauf dann patriarchale Strukturen aufbauen; dass eine weiße Perspektive verabsolutiert wird, worauf dann eine rassistische Grundhaltung aufbauen kann; dass eine europäische Sichtweise verabsolutiert wird, womit dann eine koloniale Haltung verbunden werden kann. Letztlich ist es auch einehaltungsfrage in unserer Gesellschaft.

Was meinen Sie genau?

Das permanente Lernen und Wachsen und in Demut an die Welt Herangehen ist es, was im Idealfall bis zum letzten Atemzug einen Menschen begleiten sollte. Um einen offenen

Diskurs über die Zukunft zu führen, braucht man Perspektivbewusstsein, braucht man ein Bewusstsein für die eigene Begrenztheit der Sichtweise, braucht man Demut. Das fehlt.

Wie kann einer solch absoluten Sichtweise der Spiegel vorgehalten werden und somit das entsprechende Denken Stück für Stück hinterfragt und überwunden werden?

Die Absurdität des Ganzen wird in dem Moment deutlich, wenn wir mit den Augen der anderen, die bis dahin „benannt“ waren, auf den „Unbenannten“ schauen. Es geht dabei nicht darum zu sagen: Jetzt sollt ihr mal sehen, wie schlimm es ist. Mir geht es vielmehr darum, das als Momentum zu nutzen und einen Aha-Moment daraus zu generieren und zu schauen: Wie können wir anders miteinander in den Diskurs kommen? Wie können wir anders in unserer Gesellschaft miteinander ins Gespräch kommen? Wie kann man im Bewusstsein leben, dass es keine Sprache der Welt gibt, die die gesamte Welt in ihren Facetten umfassen kann, sondern dass jede Sprache nur so viel umfassen kann, wie das, was diejenigen Menschen, die Macht und Hegemonie in einer Sprache besitzen, erfahren haben.

Was ist für einen offenen, demokratischen Diskurs notwendig?

Zunächst einmal müsste ein konstruktiver Diskurs überhaupt erst öffentlich gelebt werden. Eine Diskurskultur, in der Menschen tatsächlich einander zuhören und nicht jedes Zustimmung der Gegenseite als Niederlage wahrgenommen wird. Da spielen natürlich das Bildungssystem, Schulen und Universitäten eine Rolle. Aber auch und vor allem unsere mediale Landschaft, in der es mehr Raum braucht für das öffentliche Nachdenken, um überhaupt diese Kultur zu üben. Damit wiederum überhaupt ein öffentliches Denken stattfinden kann und Menschen anders handeln können als gewohnt, braucht es natürlich eine Verständigung darüber, wie eine solche Kultur aussehen kann, was die Parameter sind. Nicht ohne Grund haben Menschen Angst davor, einen menschlichen Fehler zu machen in einem Diskurs, weil wir in einer Kultur leben, in der Menschen für ihren schwächsten Moment für den Rest ihres Lebens abgestraft werden. Wir gestehen einander keine Möglichkeit zur Entwicklung zu. Durch die Kritik an anderen etwa seine eigene moralische Überlegenheit zu demonstrieren, obwohl man selber vielleicht oder sehr wahrscheinlich den Fehler selbst gemacht hat, ist eine perfide Haltung, die vor Destruktivität eigentlich nur so trieft. Sie führt letztlich dazu, dass Menschen sich nicht trauen, öffentlich ins Denken zu kommen.

Und warum denken wir nicht über die Zukunft nach? Weil es so viel einfacher ist, sich an der Gegenwart abzuarbeiten. Über die Zukunft nachdenken bedeutet, sich nicht an etwas abzuarbeiten, sondern Dinge in den Mittelpunkt zu stellen, die dann natürlich kritisiert werden können und sollen. Das ist jedoch eine andere Haltung, ein Muskel, den wir nicht so gut trainiert haben.

Sind wir aber nicht gerade noch auf dem Höhepunkt des Versuchs, sich oft und überall „fertigmachen“ zu wollen? Anders gefragt: Wie optimistisch sind Sie, dass es sich peu à peu in die von Ihnen beschriebene Richtung entwickeln kann?

Ich sehe viel Zukunftsangst in allen gesellschaftlichen Gruppierungen. Zugleich gibt es eine große Sehnsucht danach, einen zugewandten, konstruktiven Diskurs zu führen, der nicht primär nur über Abgrenzung funktioniert, sondern über gemeinsames Nachdenken.

Die Probleme, die wir haben, sind einfach so immens, dass es nahezu skandalös ist, wie personalisiert wir diese Probleme diskutieren. Es ist ein Armutszeugnis. Deshalb glaube ich, dass ich mitnichten alleine bin mit der Frustration und der Kritik an der Art und Weise, wie wir miteinander im Gespräch sind. Wir müssen andere Gesprächsrealitäten schaffen. Wir sind unentwegt damit beschäftigt, auf etwas zu reagieren, statt selber Realitäten zu kreieren, selber Tatsachen zu schaffen, selber nicht nur in die Zukunft zu denken, sondern auch zu gehen. Dazu gehört es – ich betone das gerne noch einmal –, menschliche Fehler zu machen. Ohne Fehler werden wir nicht in die Zukunft gehen können. Ohne Fehler werden wir nicht den Idealen, die vor über siebzig Jahren formuliert worden sind, näher kommen. Deshalb habe ich Hoffnung, weil das der einzige und auch mögliche Weg ist. Dieser ist nicht beschränkt oder behindert, sondern man kann ihn gehen.

Kübra Gümüşay

ist Journalistin und politische Aktivistin. Sie beschäftigt sich vor allem mit Rassismus, Feminismus, Netzkultur und Fragen gesellschaftlicher Vielfalt. Im Januar 2020 ist ihr Buch „Sprache und Sein“ im Verlag Hanser Berlin erschienen.